

Übermittelt 17.07.02
(nie erschienen)
GASTKOMMENTAR

HUBERT FEICHTLBAUER

USA-Kritik à la Fulbright

Es gibt zweierlei Amerika: "Eins ist großmütig und human, das andere eng-egoistisch; eins ist selbstkritisch, das andere selbstgefällig; eins einfühlsam, das andere romantisch; eins heiter-gelassen, das andere feierlich; eins wissensdurstig, das andere predigerhaft; eins maßvoll, das andere voll Leidenschaft; eins ist diskret im Urteil, das andere arrogant in der Machtausübung." So urteilte US-Senator J. William Fulbright, Namensgeber des größten internationalen Bildungsprogramms, 1966 über sein Heimatland. Auf welcher Seite er wohl die heutige Regierungspolitik ansiedeln würde?

Schon zwei Jahre vor Weltkriegsende hatte Fulbright für die Schaffung der Vereinten Nationen geworben und es zutiefst bedauert, dass seine Kongresskollegen auf einem Vetorecht der Großmächte bestanden, das wieder nicht den Vorrang nationalstaatlichen Denkens brach. Der kühne Vorschlag, aus dem Verkauf von Überschussgütern der US Army den Austausch von Studenten und Lehrern zwischen den USA und Europa zu finanzieren, wurde nicht zuletzt aus der Enttäuschung über die verwässerte UN-Charta geboren. Nur eine neue Führungselite würde nach Überzeugung Fulbrights nationale Scheuklappen endlich ablegen.

Seit Gesetzwerdung dieses Vorschlags im August 1946 haben 82.000 US-Bürger und 140.000 Nichtamerikaner beiderlei Geschlechts an solchen Programmen teilgenommen, darunter auch 3200 aus Österreich. Die erste Hundertschaft kehrte im Sommer 1952 aus den USA zurück. Der 50. Jahrestag war Anlass für einen Empfang beim US-Botschafter in Wien - mit viel Schulterklopfen und Dankesgesten. In der Tat hat ein solches Studienjahr gerade die unmittelbare Nachkriegsgeneration bleibend geprägt - und zwar amerikafreundlich geprägt.

Zu dieser Prägung aber gehörte das für Studenten und Lehrer aus ehemaligen Naziländern doppelt eindrucksvolle Bild der Toleranz, der intellektuellen Neugierde und der Offenheit für Vielfalt, das die amerikanische Gesellschaft und vor allem die akademische Welt trotz Rassensegregation schon damals bot. Der engstirnige McCarthyismus schien überwunden, ausgerechnet der Kleinwarenhändlersohn Harry Truman aus Hillbilly-Midwest öffnete die Außenpolitik globalen Erfordernissen.

Vietnam und nun die neue Bedrohung durch globalen Terrorismus kehrte viele dieser Entwicklungen wieder um. Die zutiefst verunsicherten USA sind voll zu der von Fulbright so herzlich verspotteten "patriotischen Liturgie" zurückgekehrt. Nie hätte es ohne die Entschlossenheit der USA die UNO gegeben, nie war diese so notwendig wie heute, nie wurde sie von den USA so bagatellisiert wie gegenwärtig.

US-Botschafter Lyons Brown bedauerte in seiner Jubiläumsrede in Wien, dass Österreich-Fulbrighter kaum in die Politik gegangen sind. (Unter den Ausnahmen: Josef Krainer, Gerhart Bruckmann) Aber viele wurden Diplomaten, Manager, Lehrer. Die heute führenden Politiker der USA aber scheinen erheblich weniger von Fulbright-Geist als die Europäer angesteckt zu sein. Washington kündigt internationale Abrüstungsverträge, bereitet Präventivkriege vor, verrät Grundsätze der Welthandelsfreiheit, verspottet globale Umweltabkommen und behindert das Jahrhundertprojekt eines Internationalen Strafgerichtshofs.

Wer das beklagt, wird gern der Front prinzipieller Amerika-Gegner zugezählt, die es leider auch gibt. Aber man darf guten Gewissens diese Entwicklung auch als überzeugter Freund der USA kritisieren - mit der stolzen Begründung: "Ich bin ein Fulbrighter."